universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Zur rhätischen Ethnologie

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1854

VII. Ueberflüssiges

urn:nbn:at:at-ubi:2-8455

VII.

Ueberflüssiges.

Um den stillen Frieden der vorhergehenden Blätter nicht durch nutzlosen Streit und Hader zu unterbrechen, sind hier in den äussersten Winkel, in die ultima Thule dieser harmlosen Schrift einige Erörterungen verlegt worden, die für Niemand einen Werth haben, als für die erörterten Personen selbst. Wenn geläuterter Geschmack nicht minder als der Gang der Zeitereignisse den Fehden der Gelehrten ihre erschütternde, die ganze Nation durchbebende Gewalt schon vorlängst genommen haben, so sind dadurch die Stänkereien der Dilettanten, ihre Eitelkeit und ihre Arroganz, ihr Neid und ihr Grimm geradezu ins Gebiet des Lächerlichen verwiesen worden. Desswegen möchte es allerdings einer Entschuldigung bedürfen, wenn gegen bessere Ueberzeugung hier einiges vorübergeführt wird, was fast einer Polemik verglichen werden könnte. Der Anspruch auf ein milderes Urtheil über so zeitwidriges Unternehmen wäre aber vielleicht dadurch zu begründen, dass der erste der Erörterten, Herr Mathias Koch, ein besonderes Brochürchen gegen den Verfasser geschrieben und diesen daher zu einiger Aufmerksamkeit verpflichtet

hat, während die andern beiden, Herr Pirmin Rufinatscha und der Anonymus, Tiroler sind. In Tirol aber wollen die Schriftsteller auf ihren Anruf auch einen Widerhall erleben — eine nationale Eigenthümlichkeit, welche der „Ausländer“ wohl achten muss, wenn ihm nicht Mangel an Lebensart oder blinder Hochmuth vorgeworfen werden oder gar die Meinung entstehen soll, dass mit den Tirolern (wenigstens mit dieser Art) selbst die Götter vergebens kämpfen und daher die hinfälligen Menschen nur um so mehr Furcht und Zagen empfinden müssten.

Herr Mathias Koch also, der als Wiener dem Herrn Steub übel nimmt, dass dieser sich „als Bayer mit tirolischen Sachen zu schaffen mache“, Herr M. Koch ist vor nicht langer Zeit als Kämpe für die keltische Nationalität der Rhätier erstanden. Er schrieb für seinen Glauben die „Kritischen Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tirols“ in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Academie der Wissenschaften zu Wien, 1850.

Herr M. Koch trat da ganz und gar mit dem apollinischen Selbstbewusstseyn einer neuen Sonne auf, die in den rhätischen Alpen alle Finsternisse verscheuchen, alle Jöcher erhellen und alle Thäler beleuchten wollte. Als überlegener Sprössling und Apostel einer hochgebildeten Weltstadt glaubte er sich sowohl verpflichtet als befähigt, den bedauerlichen Wahn verirrter Provincialen abzuthun. Aber näher besehen, waren die Kritischen Beiträge denn doch ein ziemlich fadenscheiniger Artikel und zunächst nur auf eine „Popularisirung“ Caspar Zeussischer Ideen gerichtet, obgleich der Verfasser diese Absicht nirgends deutlich merken lässt. Ich habe damals mit grosser Unverdrossenheit eine Gegenschrift zusammengestellt und darin (Münchner Gelehrte Anzeigen, December 1851) darzuthun versucht, dass die wortkargen Alten, namentlich Strabo, zwar das nicht sagen, was Herr Koch aus ihnen entnehmen will, aber doch wenigstens das Gegentheil. Hierauf liess Herr Koch ein neues Werk ergehen „Die Alpenetrusker“ (Leipzig 1853). Darin hat er sich unter Anderem auch zu

den Ortsnamen und deren Deutung herabgelassen, ist aber dabei vom Glücke nicht sonderlich begünstigt worden, wie vielleicht aus nachstehenden Beispielen klärlich zu ersehen:

Von keltisch Bran, Berg, woraus im Deutschen Brand geworden, sagt Herr Koch, komme das Brandjoch, das Brandenbergthal, der Brandnerferner. Nach Schmeller, dessen Meinung in solchen Sachen nicht ganz zu verachten ist, heisst aber Brand ein Neubruch, der durch Feuer gereutet worden ist, was ebenfalls einen Sinn gibt und uns die weit hergeholte Deutung aus dem fernen Hibernien gerne vermissen lässt (vgl. auch sasso arso, Nr. 318, Vall' arsa bei Roveredo). Ross bedeute Vorgebirge, wovon dann Rosskar, Rossberg, Rosskogel etc. Nach Ansicht der dortigen Rosshüter, denen sich wohl auch Jakob Grimm anschliesst, kommen aber diese Namen von den Pferden, die daselbst weiden, denn Ross heisst auf bayrisch Pferd, was Herr Koch wohl wissen dürfte, wenn er sich als Wiener mit dem bojoarischen Tirol zu schaffen machen will. Der Dornberg, das Dornaubergthal habe seinen Namen von keltisch dori, Eichenwald, davon auch Dornbirn (urkundlich *Torrenpurin*, was aber soviel heisst als „die dürren Höfe"). Hiegegen finden wir bei Adelung und Heinsius, dass Dorn auch ein deutsches Wort ist, lat. spina. Katzenkopf, Katzenberg, meint Herr Koch, sei nicht etwa von dem naheliegenden Katze abzuleiten, — diess wäre „zu unwissenschaftlich" — sondern von coti, Wald. Es ist ein bedeutsamer Zug des Forschers, dass er in Tirol, wo alles von undeutschen, nach Erklärung dürstenden Namen wimmelt, gerade an die deutschen geht, die jeder Bäuerin verständlich sind, um diese zu verballhornen. So werden denn bald alle Ochsenalmen und jeder Saubach ihren Gelehrten finden, der sie durch neue Deutung interessant, sich selbst aber lächerlich macht.

Seite 51 rügt der Forscher die Ableitung von Bozen aus Bulsanum (rh. Vulsana). Ueberall komme nur *Pozana*, *Pauzana* vor. Nun ist aber eben *Pozana* der althochdeutsche Name, und daneben galt noch immer der romanische Bulsanum, Bulsano, wie unter Anderm

aus dem Codex Wangianus hundert Mal zu ersehen. Die Grödner sprechen auch heutiges Tages noch Vulsang, Bulsang. Aus jener Form entstand dann das italienische Bolzáno, was ausserdem gar nicht vorhanden wäre. So stehen denn jetzt Bozen und Bolzano gerade so neben einander, wie vor tausend Jahren Pozana und Bulsanum. Naiv genug citirt indess Herr Koch selbst S. 57 einen *Adalperius de Bulzano.* — Velthurns (urk. *Velturnes*), sagt derselbe ferner, sei nicht undeutsch, sondern von einem Thurm im Felde benannt. Also wird auch Naturns, so wie Laterns, Schluderns, Uderns, die früher ebenfalls in urns ausgingen, von einem Thurm im Na, im La, im Schlu, im U herzuleiten seyn u. s. w.

Ausserdem hat Herr Koch viele neue Citate beigebracht aus verschiedenen alten und neuen Schriftstellern. Den Fleiss, der darauf verwendet worden, kann ich nicht verkennen, aber die Ergebnisse muss ich ganz und gar dahingestellt seyn lassen. Ich glaube, dass es jetzt an der Zeit ist, zur Entscheidung der uralten Controversen nach neuem Material zu suchen, statt immerdar, wie Mommsen sagt, „die sagenhaften nnd verwirrten Zeugnisse der Schriftsteller wie Kartenblätter gegen einander auszuspielen.“ Ich begnüge mich gerne mit dem bekannten Sätzchen bei Livius und bin sonst der eingerosteten Ansicht, dass in rhätischen Dingen Niemand mitsprechen soll, der nicht die Ortsnamen und insbesondere die vorromanischen einer strengen Prüfung unterzogen. Da Herr Koch sich auf diesen Gegenstand nicht näher einlassen will, woran er nach den oben aufgeführten Proben sehr wohl thut, und da ich anderseits den Zeugnissen der Schriftsteller, zumal wenn sie von Livius und Strabo abweichen, keinen Werth beilege, so wird keiner den andern zu irgend einer Frist überzeugen können. Desswegen dürfen wir uns wohl fürderhin mit aller Seelenruhe vollkommen ignoriren.

Eine andere, fast noch schönere Sonne ist wohl schon vor manchem Jahre unbemerkt im Vintschgau aufgegangen, hat sich aber jetzt unter dem schlichten Namen Pirmin Rufinatscha in Meran niederge-

lassen. Ja, Herr Pirmin Rufinatscha ist Lateinlehrer am Gymnasium jener guten Stadt geworden und hat erst im letzten Jahre das Programm der Anstalt mit einer Abhandlung über das Wesen der romanschen Sprache verziert, wobei er meiner harmlosen Versuche auf demselben und dem rhätischen Felde nicht gerade aufmunternd gedachte, vielmehr meine besten und auserlesensten Sätze jämmerlich in den Sand zu rennen suchte.

Dieser Humor hat mich um so mehr überrascht, als wir alle beide von dem Streitgegenstand nicht gar viel verstehen. Indessen ist es wohl begreiflich, wie ein gefeierter Lateinlehrer in einem kleinen Städtchen, wo alles deutsch spricht, umringt von verehrender Jugend und handbussenden Krämerinnen, überdiess flimmernd im mystischen Lichte der Romaunschologie, und gehoben durch die alten Freiheiten von Tirol einer ziemlich grossen, aber dabei muntern Eitelkeit anheimfallen kann. An dem spitzigen Zünglein, den hämischen Witzchen, dem Impetus, viel giftiger zu seyn, als es Jesus Christus seinen Jüngern erlaubt hat, erkennt man überdiess unschwer, dass der Romaunschist ein geistlicher Herr, sagen wir gleich ein spasshaftes Pfäfflein ist — eine Hypothese, welche das P. = Pater vor seinem Namen feierlich bestätigt.

Uebrigens hat Pater Pirmin wirklich einen für seine Stellung nicht übeln Fund gemacht. Er rühmt sich nämlich der „Entdeckung“, dass die romansche Sprache von der „römischen oder lateinischen“ abzuleiten sei und gewiss wird es das gelehrte Deutschland nicht wenig erheitern, dass diese „Entdeckung“, die das übrige Europa etwa schon seit dem Pariser Frieden geniesst, endlich auch auf Meraner Boden gelungen ist. So dringt oft spät erst zu den Hinterwäldlern, woran man in den Seestädten sich schon längst die Schuhe abgetreten. Leider aber wird die Ueberraschung, die der gesegnete Forscher den Leuten ausserhalb des Burggrafenamts bereiten will, nicht so übermässig seyn, als er sich vielleicht schmeichelt. Selbst im Gebirge war man nämlich früher schon eben so gescheidt, als verwichenen

Sommer zu Meran und die Herrn von Tscharner und Röder (Canton Graubünden 1838. S. 18) haben dieselbe Entdeckung schon vor fünfzehn Jahren zu Chur gemacht, freilich ohne über diesen Sieg des Geistes ein so schallendes Tedeum anzustimmen. Auch was Herr Steub in den Urbewohnern Rhätiens, S. 21 und den Drei Sommern S. 433 über diesen Punct geäussert, weicht von Pater Rufinatscha's Canon nur darin ab, dass es um zehn Jahre früher zur Welt kam. Allerdings ist Niemand verbunden, sich selbst im Lichte zu stehen, und hätte der ehrenwerthe Pater Alles angesehen, was vor ihm schon dagewesen, so hätte er am Ende von seinem Programme mit Lessing sagen müssen: das Wahre daran ist nicht neu und das Neue daran nicht wahr. Da es nun aber anders gekommen, so ist die Wonne des ehrlichen Finders über seine Entdeckung eben so begreiflich, als die üppige Laune, mit der er selbst Herrn Fried. Diez zu Bonn, auf den wir bisher Alle so viel gehalten haben, S. 18 auf die etschländische Eselbank setzt und ihm wie Kilian, der Zoch, in einer bekannten Oper triumphirend zuruft:

Schau der Herr mich an als König!
Tralá, Tralá u. s. w.

Indessen Herr Friedrich Diez, obgleich er jetzt ganz vernichtet ist und in der bittern Meraner Dinte, durch's Herz gestochen mit der Romaunschistenfeder, bedauerlich darniederliegt, Herr Friedrich Diez wird sich von diesem Schlage wahrscheinlich wieder erholen. Etwas dauerhafter scheint dagegen die Auswahl, wenn der Meisterschütz jenen ausgezeichneten Platz auch seinem würdigen Vorgänger, dem berühmten Beda Weber, anweist, denn was dieser über die romansche Sprache gesagt (er nennt sie eine Mutter der lateinischen, die sich in die beiden Formen des spanischen Idioms verliere), schlägt alle Nebenbuhlerschaft darnieder und ist, gelinde gesagt, das Denkwürdigste, was über diese Sache je aufgebracht wurde.

Der schönste Schmuck ungewöhnlicher Menschen ist aber Bescheidenheit und darum liest man's gewiss mit Rührung, wenn Pater

Pirmin für seine Entdeckung „kein grösseres Verdienst in Anspruch nimmt, als etwa für die Auffindung einer reifen Traube auf den sonnigen Rebenhügeln von Meran, wann der Herbst rings aus gefülltem Horne die Frucht ausstreut“ — eine Phrase, so schmelzend, wie sie nur auf dem Rennweg zu Meran gedeihen konnte. Während aber der dichterische Forscher, wie Figura zeigt, auf den Fluren der deutschen Sprache das Schönste zusammensucht, um sein Programm zu schmücken, tadelt er andre gar zu gern, wenn sie „mit ihren Sentenzen das Publicum — heisst wohl zunächst den Herrn Lateinlehrer zu Meran — behelligen“ und wird verdriesslich über jedes Wort, das nicht dem eigenen goldenen Munde entfahren. Namentlich den Verfasser, der immer etwas nach anmuthiger Schreibart getrachtet, hat er damit ganz eingeschüchtert. Dieser zweifelt jetzo sehr, ob er je noch ein Mal so bescheiden und zurückhaltend schreiben könne, dass Herr Pirmin Rufinatscha eine aufrichtige Freude daran erleben möchte.

Des ganzen Unfriedens Ursprung und erste Quelle ist aber ein Artikel über das Engadein, welcher im Jänner v. J. in der A. Z. erschien. Darin hatte der Reisende mit ziemlicher Vermessenheit, nämlich ohne die Ansicht der Vintschgauer Philologen zu kennen, aber nach dem Vorgange von Friedr. Diez das Churwälsche zur provençalischen Sprachfamilie gerechnet. Darauf entgegnet nun der gekränkte Forscher in Tirol:

„Anstatt die Bauern von Gröden, dem Nonsberg und Graubünden die Dichtersprache provençalischer Troubadours lernen zu lassen, begnügen wir uns damit, dass sie von ihren Müttern die noch viel weiter verbreitete lingua romana erbten, ohne es desshalb unbegreiflich zu finden, dass die Mundart der Bündner der provençalischen Sprache näher stehe, als der italienischen.“

Diese Sentenz ist eigentlich, wenn man's sagen darf, ein sehr graziöser, und lange Vorübung verrathender Eiertanz zwischen den angegriffenen Worten, um sie bestätigend zu widerlegen und widerlegend zu bestätigen. Das fein gewählte „unbegreiflich“ deutet dabei

nicht undeutlich an, dass der Forscher irgend etwas sehr begreiflich finde, was sein schwer begreifender Mitarbeiter nicht begriffen habe. Ob das, was der Weise von Meran zufällig begreift, im Ganzen über den Captus der jetztlebenden Christenheit hinausgehe, wollen wir aus Achtung vor seiner Ueberlegenheit gar nicht untersuchen. Es muss wahrhaftig schon ein rechtes Vergnügen seyn, sich so gescheidt zu fühlen, wie Pirmin Rufinatscha, und es wäre grausam, den guten Jüngling darin zu stören. Jedennoch halten wir's für eine Verirrung priesterlicher Technik, wenn man diese Gottesgabe wie eine Monstranz dem Publicum zur Verehrung aussetzt. Jedenfalls hätten wir den wohlmeinenden Rath bereit, dass die Manipulation mit etwas mehr Ehrlichkeit zu verbinden wäre. Uns anderen Layenschriftstellern und Nichtbenedictinern, die wir durch keine Ordensregel von widerlichen Leidenschaften geläutert und verklärt werden, gilt nämlich sonst der Brauch, einem Jeden seine Ehre zu lassen und sich zu freuen, wenn es einer auf dem Felde, das uns anspricht, wieder um einen Schritt weiter gebracht, während dies angelegentliche Warnen vor Fehlern, die der andre vielleicht begehen, das Anspielen auf eine lächerliche Ansicht, die er vielleicht haben könnte, dies Polemisiren gegen thörichte Meinungen, die man ihm unterschiebt, eine gewisse Schäbigkeit der Absicht verräth, die man bei einem Talente, das zu Meran in so grosser Selbstachtung steht, nicht finden sollte.

Unumstösslich steht dagegen fest, dass ich den werthen Namen Rufinatscha selbst dereinst misbräuchlich von einem sinnlosen rhätischen Ravunatusa abgeleitet, während er doch von rovinaccia, Erdbruch (s. 217), abzuleiten ist. Dieses Fehlers Erkenntniss ist aber schon ziemlich angejahrt, da sie mir vor ungefähr einem Decennium geworden, zur selben Zeit, als ich mich mit Gonatsch, Velnatsch, Glatsch und Flatsch beschäftigte. Um alle guten Freunde in Tirol, die sich auf meine rhätischen Irrlehren etwa eingelassen, von ihrem Wahnglauben zurückzurufen, habe ich später den Innsbrucker Phönix dringend gebeten, eine längere Abhandlung aus den Gelehrten Anzei-

gen, die im Jänner 1850 erschienen war, noch im selben Frühjahr abzudrucken. Aus dieser und den vielen aufgeführten Beispielen konnte man deutlich ersehen, dass solche Deutungen, wie die anstössige, längst aufgegeben waren. Herr Franz Wiedemann, der Redakteur der Innsbrucker Zeitung, sagte mir damals mit der beneidenswerthen Feinheit seiner Manier, jene Abhandlung habe durch ihre Langweile die Hälfte der Abonnenten zum Ausstand bewogen und das verdienstvolle Blatt fast an den Rand des Abgrundes gebracht. Und doch hat es das Schicksal gewollt, dass das allgemeine Murren die Ohren des Meraner Romaunschisten nicht erreichte, ihn nicht bewog, von jener unseligen Abhandlung Kenntniss zu nehmen! — Denn dass Pater Erdbruch nur aus sündhafter Pfiffigkeit sie ignorirt, das wird Niemand denken, der ihn näher kennt. Anderntheils lasse ich mir aber auch die kleine Schadenfreude nicht gerne behelligen, dass alle Alpengelehrten zusammen die Fehler in den Urbewohnern Rhätiens nicht gefunden, vielmehr dem Verfasser zehn Jahre übergelassen haben, sie gemächlich selber zu verbessern.

Um übrigens zu zeigen, dass es oft selbst minderen Leuten gegeben ist, an den Meistern die Sonnenflecken zu entdecken, möchten wir nicht ungern einige Meinungen aufstellen, welche von den Sätzen des Programms wesentlich abzuweichen sich erlauben möchten. Man kann gerne zugeben, dass Herr Pater Rufinatscha in den Deutungen aus dem Lateinischen, wie iess = os, ossis, ief = ovum, eigl = oculus, feigl = folium, sehr glücklich gewesen, während seine weiteren „Entdeckungen“ auf Fahrten, wo das Lateinische nicht gleichen Schritt und Tritt hält, vielleicht nur das bestätigen, was wir oben über sein Begriffsvermögen und dessen Verhältniss zu dem der heutigen Welt gemuthmasst haben.

So scheint uns unter anderm dretg nicht von dexter herzukommen, sondern von directus; scheiver, Fastnacht, nicht von desipere, sondern eher von eiver, ebrius, mit dem Negativpräfix sch, gleichsam disebrium, Entnüchterung. Auch spindrader, der Erlöser, würden wir

bitten, nicht von dispensator, sondern von pindrar (pignerare), verpfänden, ableiten zu dürfen — spindrader, der Pfandauslöser, der Erlöser. Truaisch, Speicher, würden wir ebenfalls nicht von trossa, trousse, sondern von torbax ableiten, welches, wie aus dem Testamente Bischof Tellos (Cod. dipl. S. 19) zu ersehen, schon im achten Jahrhundert jene Bedeutung hatte. Bei ava, Wasser, würden wir nicht an althochdeutsch ahva, sondern an lateinisch aqua denken. Für marve glius würde uns das lateinische mirabilis vollkommen genügen, so dass wir des deutschen mari ganz entbehren könnten. Auch bei giomgia, Lästerung, braucht man nicht auf gamba, Bein, hinzuweisen, da das lat. ignominia vollkommen ausreicht u. s. w.

So zeigt sich denn auch bei diesem ausserordentlichen Mann das Verhängniss menschlicher Blödigkeit, dem in grösseren Arbeiten, die viel Detail enthalten, nicht leicht ein Sterblicher entgeht. Ein Blick in das oft erwähnte Wörterbuch der romanischen Sprachen von Diez wird überdiess den hochwürdigen Renommisten vielleicht überzeugen, wie viel wir beide auf diesem Felde noch zu lernen hätten. Wenn den Herrn Professor in Meran seine Lehrkanzel und sonstige Kurzweil, mich aber andere Obliegenheiten von tiefergehenden Arbeiten in diesem Fache abhalten, so möchte es schicklicher seyn, sich nicht über die Brosamen zu raufen, die für uns vom Tisch der deutschen Wissenschaft herabfallen. Vielleicht ist's auch zuträglich, wenn sich Pater Pirmin erinnert, dass nicht jeder, der aus dem raufluſtigen Klösterlein in Meran zu Kampf und Siegen ausgeritten, wieder ruhmbekränzt zurückgekommen ist.

Wir kommen nun zum Schlusse an einen andern, ganz unbekannten Tiroler, der weit weniger durch ausserordentliche Anlagen, als durch einen ganz ordinären Particularismus sich hervorthut. Derselbe wird hier erörtert, weil er in einem neuerscheinenden Journale für Mythologie eine Aeusserung in den Drei Sommern mit Krieg überzogen und dabei wehmüthig ausgerufen hat: „Wenn nur derlei süddeutsche Doctoren die Anmassung aufgeben wollten, über ein Volk zu urtheilen,

das sie nie und nimmer verstehen werden!“ Das ist derselbe Gedanke, dem schon Herr Mathias Koch auf wienerischem Standpunct einen so geistreichen Ausdruck verliehen; das ist die alte Leier, dass sich der Greizer nicht um den Schleizer bekümmern soll und ebenso der Schleizer nicht um den Greizer: — liebliches Zeichen deutscher Eintracht und Nachbarlichkeit! Mein Verständiss der Tirolerei habe ich allerdings nicht bei jener unbekannten Grösse gesucht, sondern über Berg und Thal, in Hütten und Höfen, wo der junge Mann schwerlich Gast gewesen. Wenn es nicht seine Anschauung, so ists doch die meinige, aufrichtig und dabei sehr freundlich. Hätte sich der Verfasser auf das reiche Capitel tirolischer Naivetäten verlegt, das Buch wäre, traun, viel unterhaltlicher geworden. Es gibt nun aber unverkennbar hinten im Gebirge solche sehr gefährliche Geheimbündler, die auf nichts höher schwören, als auf ihre Unverständlichkeit und diese gleichsam als Landespalladium abgöttisch verehren. Das hat sich Jahrzehente lang, während andere Wissbegierige mit dem Alpenlande beschäftigt waren, immer zugeblinzelt und zugeraunt: „Lass sie lei gien; über ins kann dächter Niemand ebbes sagen; mir seind ja völlig unverständlich!“ Wenn man's aber näher besieht, so ist gar oft an solchen Leuten nichts unverständlich, als ihre Bornirtheit. Was sie sonst an Kenntnissen und Erfahrungen an sich tragen, das versteht und lernt man „bei einem Stümpel Liecht“. Nicht alle, aber so manche der gerühmten Eigenthümlichkeiten sind ohnedem nur ein Rest alter Abgeschmacktheit und Zopherei, der in der allgemeinen deutschen Bildung nicht aufgehen will.

Obwohl, wie Herr Rufinatscha den leichtgläubigen Honoratioren von Meran versichert, obwohl die Wissenschaft anderswo kaum treuere und emsigere Pfleger hat, als in den Alpen, so haben die Tiroler in neuerer Zeit bis zum Jahre 1848 — für ihre Naturhistorie, Geschichte, Ethnographie, Dialectologie u. s. w. nicht gar viel gethan und so manches von „Ausländern“ oder auch gar nicht besorgen lassen. Wenn sie jetzt das ganze Geschäft selber übernehmen wollen, so kann

man ihnen nur Glück dazu wünschen. Jedenfalls fragt sich's aber, ob die neue Firma nothwendigerweise mit so lächerlichem Dünkel auftreten muss, als die tirolischen Classiker von heute mitunter an den Tag legen.